

Sachbuch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **86 (2006)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sachbuch

Wolfgang Sofsky

Das Prinzip Sicherheit

Frankfurt am Main: S. Fischer, 2005

«Drei Übel lasten auf dem Dasein der Menschen. Katastrophen zerstören ihre Welt, Gefahren überschatten ihre Zukunft, und Risiken sind der Preis ihres Handelns.»

Von diesen elementaren Übeln der Welt handelt das jüngste Buch des 1952 geborenen deutschen Publizisten Wolfgang Sofsky, der lange an den Universitäten Göttingen und Erfurt Soziologie lehrte und im vergangenen Jahrzehnt mit der Analyse «Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager» und dem «Traktat über die Gewalt» Aufsehen erregte. Seit 2001 ist er als freier Autor und Mitarbeiter namhafter Presseerzeugnisse tätig.

Den verhängnisvoll-destruktiven Dreiklang Katastrophe – Gefahr – Risiko analysiert Sofsky in zwölf konzisen Kapiteln. Er beginnt bei Katastrophen wie dem Erdbeben von Lissabon von 1755 und dem Terroranschlag auf das World Trade Center, schreitet weiter zu den Kulturen der Ängstlichkeit, beugt sich über Versorgungs-, Versicherungs- und Risikogesellschaft und schliesst seinen Themenbogen mit Betrachtungen über Krieg, Ausnahmezustand und Terror.

Die begriffliche Trinität Katastrophe – Gefahr – Risiko liesse sich auch in den einzigen Begriff der fundamentalen Unsicherheit bündeln. Eben diese Unsicherheit, bis jetzt das in vielfacher Gestalt – sei es politische, ökonomische oder soziale – auftretende prägende Element des jungen 21. Jahrhunderts, vermehrt sich gewissermassen von allein und befördert letzten Endes, dass sich nur scheinbar widerstrebende Bewusstseinsstadien, nämlich Instabilität, Apathie, Hysterie und Lethargie gleichzeitig einstellen. Denn «der Umgang mit Unsicherheiten», so Sofsky mit wuchtiger Klarheit, «ist alles an-

dere als rational. Weniger die Sachlage als der Wunsch nach innerem Gleichgewicht bestimmt die Wahrnehmung. Risiken, die man selbst eingeht, werden mit Vorliebe beiseite geschoben. Gefahren, für die andere verantwortlich sind, bauscht man hingegen auf.» Und weiter: «Wenn die Angst um sich greift, schwindet der Glaube, dass das Leben wie gewohnt weitergehen wird und man auch morgen noch das tun kann, wozu man heute imstande ist. Neues ist nicht mehr mit alten Erfahrungen zu bewältigen. Die Zukunft gleicht nicht mehr der Gegenwart und die Gegenwart nicht mehr der Vergangenheit. Die Gefahr lässt sich weder übersehen noch übergehen. Immer näher rückt sie heran, saugt alle Aufmerksamkeit auf, besetzt das Bewusstsein, die Stimmung trübt sich ein, die Angst nagt am Selbstvertrauen. Ein Schatten legt sich über Seele und Geist.»

«Nicht das reale Risiko bedrückt die Gemüter, sondern das vorgestellte Risiko. Dies ist zwar fiktiv, aber in seinen Folgen höchst real.» Unsicherheit ist einerseits exogen, andererseits endogen. Terror ist der von aussen herantragene Faktor, der auch und gerade offene Gesellschaften bedroht, indem er allgegenwärtigen Schrecken verbreitet und Angst erzeugt. «Terror», so Sofsky, «trägt die Dynamik der Entgrenzung in sich. Die Angst ist nicht von Dauer, denn auf Dauer lässt es sich mit Angst nicht leben. Die Menschen flüchten oder passen sich der Gefahr an. Deshalb muss Terror stetig gesteigert werden. Verfliegt die Angst, verfehlt er sein Ziel. Der Schrecken steht unter dem Zwang zur Totalität. Die Zahl der Opfer muss erhöht, die Angst geschürt werden. Was anfangs noch die Verletzbarkeit des Feindes vor Augen führen sollte, wird zum Akt der Massenvernichtung.»

Aber an die Überlegungen über das Grundprinzip des Terrors schliessen sich bei Sofsky breitergefasste anthropologische Gedanken an, die um den Gegensatz zwischen Einzelnem und Gesellschaft kreisen. «Die Unsicherheit potenziert sich durch wechselseitige Fremdheit. Sowenig A die Absichten von B kennt, sowenig vermag B die Gedanken von A zu lesen. [...] Nicht die Menschen begegnen einander, sondern die Schatten, die ihre Vorstellungen voneinander werfen. Unentwegt spiegelt sich der eine im anderen. Ein Hin und Her gegenseitiger Fiktionen, Prognosen und Phantasien begleitet die soziale Interaktion.

Müssten die Menschen diesem Vexierspiel ihre gesamte Aufmerksamkeit widmen, sie wüssten nicht, wo ihnen der Kopf steht.»

Als Binnenfaktor und eigentliche, die Angst in Schach haltende Organisationsform ist der Fürsorgestaat gedacht. Doch in seiner westeuropäischen Ausprägung sorgt er unerwartet für Verunsicherung, erweist er sich nach einer eine Generation langen Perfektionierung mittlerweile als fragil, weil nicht länger im gewohnten Masse finanzierbar. Die prospektive, individuumsgefährdende Instabilität in der Sicht jener, die dieses System heute finanzieren und in absehbarer Zukunft nicht, oder nicht mehr, von ihm profitieren zu können, erzeugt Angst. Ob daran tatsächlich der intervenierende Sozialstaat Schuld trägt, wie Sofsky insinuiert, ist eine These, über die sich trefflich streiten liesse. Seinen eigenen Standpunkt formuliert er apodiktisch so: «Ausgestattet mit der Fiktion der Volkssouveränität, verspricht er [der moderne Interventionsstaat] Wohlstand für jedermann. Er verteilt das Eigentum um, lenkt Geldströme in seine Kassen und finanziert damit die Expansion seiner selbst. Die Rhetorik der Solidarität und Gerechtigkeit ist keineswegs uneigennützig. Zustimmung und Folgebereitschaft der Untertanen steigen mit der Illusion der Sicherheit und Glückseligkeit. Die grossen Worte sollen den inneren Imperialismus einer Staatsmacht rechtfertigen, die sich selber erhält, indem sie jeden sozialen Ort zum Schauplatz ihres Gesetzes, ihrer Ordnung, ihrer Ideologie macht.»

«Nicht Freiheit, Gleichheit oder Solidarität sind die Leitideen heutiger Politik, sondern Sicherheit – jederzeit, überall.» Manchmal sind Sofskys Gedanken kaum mehr als Wegmarken, die einen Gemeinplatz auszuschildern helfen. Doch dies geschieht glücklicherweise nur selten. Und wiegt als Einwand gering angesichts dieses an Umfang schmalen, an Gehalt aber wichtigen, anregenden Buches, dessen Lektüre nachhaltigen Eindruck hinterlässt.

Wolfgang Sofskys eingängiger, durchwegs parataktischer Stil erinnert an alt-römische Oratoren, deren Reden mit verhaltenem Stolz in Marmor gefasst werden. Und grimmig ist auch seine Kritik, beispielsweise an den ohnmächtigen Vereinten Nationen und der Karawane der nation builders. So formuliert er beis-



send: «Die erste Aufgabe des Staates ist die Entwaffnung seiner Untertanen. Ohne Gewaltmonopol ist kein Staat zu machen. Staatsfragen sind Machtfragen. Oft ist Gewalt nur durch überlegene Gewalt auszutreiben. Auf andere Weise lässt sich ein Raum für friedliche Konkurrenz kaum abstecken. Diesen Einsatz scheut die internationale Gemeinschaft jedoch regelmässig. Beim ersten Anschlag suchen ihre Abgesandten das Weite, weil, wie es heisst, ihre Sicherheit nicht zu garantieren sei. So klagen die Emissäre eine Voraussetzung ein, die sie zuallererst herzustellen hätten. Lieber träumt die internationale Diplomatie davon, Kriegsherren in gute Demokraten und Milizen in politische Parteien zu verwandeln.» Und er zieht sogleich ein mahnendes Fazit: «Aber eine Macht, die sich nur auf Stimmen und fremdes Wohlwollen stützt, vermag keine Entscheidungen durchzusetzen, keine Verbrechen aufzuklären, keine Straftäter zu verurteilen, keinen Hochverrat zu ahnden. Am Ende wird nur eine Schutzmacht, die im Lande bleibt und den inneren Krieg siegreich beendet, den Einheimischen beim Aufbau eines friedlichen Gemeinwesens helfen können.»

Zum Ende liest man ein donnerndes Plädoyer für die Freiheit, die man in solchem Brustton argumentativ eindringlicher, sonorer Grundüberzeugung, zumindest im deutschen Sprachraum, nur selten gedruckt und verkündet findet und gerne weiterverbreitet fände, tritt doch Sofsky eloquent für selten gewordene, einst Europa auszeichnende Tugenden ein: «Freiheit erzeugt Unsicherheit. Eine Freiheit, die nicht missbraucht werden kann, ist keine. Freiheit schliesst nicht die Pflicht ein, Gutes zu tun. Vielmehr bietet Freiheit die Chance, Böses zu tun – und dafür die Konsequenzen zu tragen. Untaten sind nicht das Ergebnis der Freiheit, sie sind ihr Beweis. Freiheit ist keine Tugend, sondern die unabdingbare Voraussetzung aller Tugend.»

Deutlich unterstreicht er, dass Freiheit «immer ein riskanter Gewinn» ist. Denn: «Sie zerstört Sicherheiten und verlangt Initiative. Sie spornt zu Experimenten an, toleriert Dummheiten und Bosheiten, und sie fördert Konkurrenz und Rivalität.»

besprochen von ALEXANDER KLUY, freier Publizist in München.

Forum Helveticum (Hrsg.)

Dialekt in der (Deutsch-) Schweiz – Zwischen lokaler Identität und nationaler Kohäsion

Lenzburg: Forum Helveticum, 2005

Ein Forum ist in römischer Zeit der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Es ist der Markt, wo Münzen auf harte Tische gezählt werden, und der Platz für Bürgerversammlungen und Gerichtsverhandlungen. Der Römer Varro nennt es einen Ort, zu dem die Leute ihre Auseinandersetzungen (*controversiae*) hintragen können.

Das Forum Helveticum gibt mit Heft 15 seiner Schriftenreihe einer Auseinandersetzung Raum, die schon lange an der Zeit ist: «Dialekt in der (Deutsch-) Schweiz – Zwischen lokaler Identität und nationaler Kohäsion (2005).» Der Band bietet Beiträge von 27 Autoren und zahlreiche kurze Stellungnahmen von Schülern; die Redaktion hatten der Präsident des Forums, alt Bundesrat Arnold Koller, und der Geschäftsführer Paolo Barblan. Je drei der Betrachtungen sind französisch und italienisch geschrieben, den italienischen ist eine französische oder deutsche Zusammenfassung beigelegt.

Koller und Barblan zeichnen einleitend den Stand der Auseinandersetzung und das Ziel der Veröffentlichung: die zunehmende Verwendung der Mundart in der Schule werde verantwortlich gemacht für die abnehmenden Fähigkeiten im Hochdeutschen. Mundart werde vermehrt auch geschrieben, etwa von Jugendlichen in ihren elektronischen Nachrichten. Das Schwinden der Schriftsprache schwäche den staatlichen Zusammenhalt und gefährde den Austausch mit dem deutschen Sprachraum. In dieser Lage will das Forum Helveticum einerseits den «Fragen um Identität und nationale Kohäsion» nachgehen, andererseits den Standort des Dialekts in der Deutschschweiz bestimmen, und lässt Vertreter vieler Bereiche zu Wort kommen: aus Sprachwissenschaft, Politik, Medien, Werbung, Kirche, Migration, Literatur, Popmusik und vor allem aus der Schule.

Bemerkenswert sind in erster Linie die berechtigten Sorgen der lateinischen Schweiz. Alt Nationalrat Fulvio Caccia schreibt: «Les interlocuteurs alémaniques répondent de plus en plus souvent en dialecte à leurs compatriotes latins, souvent sans se rendre compte du problème que cela pose.» Er stellt auch fest, dass Radio und Fernsehen der deutschen Schweiz zunehmend in Mundart senden. Zwei Schülerstimmen: «Wieso mögen die heutigen Jugendlichen Mundart lieber als Hochdeutsch? Ein Grund ist sicher, dass Hochdeutsch die Sprache der Schule ist, und wie allgemein bekannt ist, mögen die jungen Leute die Schule nicht besonders» (Laura, 15, Gymnasium). «Im Dialekt fühlt sich meine Zunge einfach viel wohler als im Hochdeutsch» (Liem, 16, Gymnasium). Ähnlich empfindet es Hans Stöckli, Nationalrat und Stadtpräsident von Biel: «Leider gehöre auch ich zu diesen Schweizerinnen und Schweizern, die sich mündlich nur sehr ungern in Hochdeutsch äussern. Zweifel an meiner Sprachkompetenz, an der Tonalität und an der präzisen Ausdrucksweise im gesprochenen Hochdeutsch führen dazu, dass ich lieber Französisch als Hochdeutsch spreche.» Wenn Hochdeutsch verschmäht und der Unterricht in den anderen Landessprachen abgebaut wird, so bleibt für die Verständigung über die Sprachgrenzen hinaus das Englische. Moreno Bernasconi, Vizedirektor des «Giornale del Popolo» sieht die Zukunft so: «Ces éléments portent à penser que la Suisse alémanique tend vers une sorte de diglossie dialecte/anglais qui se ferait au détriment du plurilinguisme helvétique.» Carli Tomaschett, Chefredaktor des «Institut Diczionari Rumantsch Grischun» verweist darauf, dass an den Bündner Sekundarschulen das Englische das Französische abgelöst habe und dass Italienisch nach wie vor nicht verpflichtendes Fach sei: «Die Schulpolitik der Bündner Behörden dürfte folglich zu einer Schwächung der nationalen Kohäsion führen.»

Ein zweiter Ausschnitt aus dem reichen Inhalt. Der Freiburger Linguist Walter Haas gibt mit einer anspruchsvollen Begriffsunterscheidung die theoretische Grundlage der Auseinandersetzung; der feurige Mundartspezialist und Radioredaktor Christian Schmid zeigt die Entwicklung der Mundartliteratur; der Musikjournalist Bänz Friedli führt unter dem

Titel «Himmuherrgottstärnenabenang!» in die Welt des Mundartpops ein; Basil Schader, Professor an der Pädagogischen Hochschule Zürich (PHS), bestimmt den Einfluss der Mundart bei der Integration Jugendlicher mit Migrationshintergrund.

In Rom durfte öffentlich auftreten, wer reden konnte; der Politiker musste Redner sein. Für den Medienspezialisten Roy Oppenheim ist der Alemanne «*ansich schon in Rhetorik eher unbeholfen*» – wie schreiben die Alemannen dieses Hefts? Die trockene Sprache wissenschaftlicher und politischer Betrachtung überwiegt. Was ist ein «*vernakular-kulturalistisches Integrationsverständnis*»? Sprachliche Versehen kommen vor: «*Dem Effekt hat sich noch keine Studie angenommen.*» Die Rechtschreibung befindet sich in dem Durcheinander, das im Zeitalter immer neuer Vereinfachungen zu erwarten ist. Der Band gibt aber nicht Anlass zum Beckmessern, sondern zum Danken. Er verdient, sorgfältig gelesen und auf allen Foren beredt besprochen zu werden.

Die Ergebnisse des Gesprächs sind natürlich in Lehrpläne für alle Schulstufen umzusetzen. Aber damit die Dinge lebendig werden, müssen Lehrer und Schüler Freude an ihnen haben. Mit Recht nimmt Marianne Sigg, Dozentin an der PHS, die Freude am Hochdeutschen in ihre Bausteine für den Kindergarten auf. Alle unsere Sprachen, die Landessprachen und die Mundarten, haben ihr Recht. Das Wiederfinden eines Gleichgewichts unter ihnen ist Sache verantwortungsvoller Politik.

besprochen von STEFAN STIRNEMANN, Lehrer am Gymnasium Friedberg in Gossau SG und Mitglied der Forschungsgruppe Deutsche Sprache FDS.

Hans Fässler

Reise in Schwarz-Weiss: Schweizer Ortstermine in Sachen Sklaverei

Rotpunktverlag: Zürich, 2005

Thomas David, Bouda Etemad, Janick Marina Schaufelbuehl

Schwarze Geschäfte. Die Beteiligung von Schweizern an Sklaverei und Sklavenhandel im 18. und 19. Jahrhundert

Limmat Verlag: Zürich, 2005

Zwei neue Bücher befassen sich mit Schweizer Unternehmerfamilien, die aufgrund der ausgewerteten Dokumente in den Sklavenhandel involviert waren. An den Tatsachen ist wohl kaum etwas zu rütteln. Aber sind diese Anklagen wirtschaftshistorisch gerechtfertigt? Sie basieren jedenfalls auf einer unzulässig moralisierenden ex-post-Betrachtungsweise, die historische Sachverhalte an heutigen Wertvorstellungen misst und den damaligen Akteuren Handlungsspielräume einräumt, die sie realistischerweise gar nicht hatten. Zudem erliegen die Ankläger dem weit verbreiteten Fehlschluss, dass die Händler gleichzeitig für alle mit Angebot und Nachfrage verknüpften Probleme verantwortlich seien, ein Irrtum, der auch an der Wurzel der antijüdischen und antibritischen Händlerverachtung liegt, die vor allem unter den deutschen und französischen Intellektuellen ihre Sumpfbüten trieb und immer noch treibt. Aus dieser Sicht sind alle Händler Profiteure des Mangels und der Not, und nichts als egoistische, ehrlose Blutsauger.

Wenn es im Zusammenhang mit der Sklaverei kein in Afrika selbst geschaffenes Angebot gegeben hätte und in den amerikanischen Plantagen keine Nachfrage, dann hätte es auch keinen Sklavenhandel gegeben. Der Handel schafft selbst keine Probleme, er bewirtschaftet sie, und die Meinung, es gäbe diese Probleme ohne bestimmte Händler nicht, ist wirtschaftshistorisch ziemlich naiv. Der Sklavenhandel begann meines Wissens auf der Angebotsseite, das heisst mit

einem Paradigmenwechsel in Afrika. Die Stammesfehden endeten während Jahrhunderten mit der physischen Vernichtung der Besiegten. Und für diese ewigen Stammesfehden kann man nun wirklich weder die Händler im fernen Europa noch die Plantagenbesitzer in Amerika verantwortlich machen, denn es gab sie schon vor der Kolonialzeit. Schliesslich verbündeten sich die Stammeskrieger mit (meist arabischen) Zwischenhändlern, und die Besiegten wurden nicht mehr umgebracht, sondern als Sklaven verkauft. Das Geld war den Kriegern auf der Siegerseite wichtiger als die Befriedigung beim Töten, und durch den Verkauf wurde die potentielle Rache der Besiegten ebenso wirksam verhindert wie durch die physische Vernichtung. Dass der Anreiz zum Verkauf gegenüber dem Anreiz zur physischen Vernichtung ob siegte, ist ein zivilisatorischer Entwicklungsschritt, über dessen Stellenwert für die Betroffenen (als Alternative zum Getötetwerden oder zu einem Sklavendasein innerhalb Afrikas) man diskutieren kann. «*Etwas besseres als den Tod findest Du überall*», heisst es in den «Bremer Stadtmusikanten», und das kontrastiert mit dem Schillerschen Pathos «*Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben*». Dass später auch eigentliche Kriege mit dem alleinigen Ziel der «Sklavenjagd» geführt worden sind, ist ebenfalls historisch belegt, die Verantwortung dafür kann aber nicht allein den europäischen Sklavenhändlern zur Last gelegt werden. Die abscheulichen und menschenverachtenden Seiten der Sklaverei sind unbestreitbar und bilden ein dunkles Kapitel der Menschheitsgeschichte, in der der Sklavenhandel zwischen Afrika und Amerika ein besonderer Schandfleck ist. Welche Rolle der Übergang vom Vernichtungstrieb zum Verkaufstrieb in dem seit Jahrhunderten von Stammesfehden und -kriegen heimgesuchten Afrika spielte, bleibe dahingestellt. Die Sklaverei ist jedenfalls keine Erfindung der Kolonialmächte und der Sklavenhändler, sie beruht unter anderem auf einem brutalen Machtmissbrauch des Siegers gegenüber den Besiegten, der in verschiedensten Kulturen beziehungsweise Unkulturen immer wieder stattgefunden hat. Die gesinnungsethische These einer menschheitsgeschichtlichen Mitschuld der Schweizer Kaufleute am Phänomen

der Sklaverei ist daher reichlich konstruiert. Es stellt sich schon eher die verantwortungsethische Frage, wie viel zusätzliches Elend es in der Schweiz ohne diese Unternehmer gegeben hätte. Auswanderung und Hungersnöte waren damals in der Schweiz an der Tagesordnung, und der aufkeimende Kapitalismus sorgte zwar nicht für einen raschen, gerechten Ausgleich, aber – statistisch nachweisbar – für eine Anhebung des Lebensstandards und der Lebenserwartung für alle, auch für die Ärmsten. Dass dies zu Lasten von ausgebeuteten Sklaven erfolgte, die aus einem afrikanischen Paradies in eine amerikanische Hölle deportiert wurden, ist eine ähnlich abenteuerliche, schrecklich vereinfachende These wie die Behauptung, die Prosperität der Industrieländer basiere allein auf der Ausbeutung der Dritten Welt.

Jeder Handel bewirtschaftet letztlich ein mit der jeweils aktuellen Realität verwobenes Netzwerk, das heisst er ist über den Geldkreislauf stets mit allen Übeln und Wohltaten der Welt irgendwie verknüpft. Der Verbandstoffhändler ist möglicherweise nicht weniger in einen Krieg verwickelt als der Waffenhändler, und wer analysiert, mit welchem Geld Kathedralen finanziert wurden, wird auch dort viel Schmutziges und Kriegerisches finden. Kurz: die Geschichte des Handels und Gewerbes ist ein ideales Tummelfeld für Historiker, die nachträglich beweisen wollen, dass ausser den Armen und ihnen selbst, die darüber berichten, eigentlich alle Menschen, die irgendwo mit Geld zu tun hatten und Geld verdienten, letztlich Halunken gewesen seien. Wirtschaft und Handel werden aus dieser Sicht zum grossen kulturvernichtenden Betrug, zur schmutzigen Befriedigung der Profitgier in einer kapitalistischen Ausbeutungsmaschinerie, und die ganze Weltgeschichte wird zur Verschwörung der Mächtigen gegen die Ohnmächtigen, der Sklavenhalter und Sklavenhändler gegen die Sklaven. Diese Betrachtungsweise ist wohl definitiv zu eindimensional. Es gibt aber offenbar bei der Leserschaft eine Nachfrage nach solchen Enthüllungs- und Anklagebüchern – eine neue Nische für historische Literatur. Das Gefühl, «auch wir sind mitschuldig und auch wir sind kein Sonderfall» lässt sich gut vermarkten, vor-

allem wenn man gleichzeitig auch noch den Groll und den Neid gegenüber reichen Unternehmerfamilien etwas schüren kann: Geschichte als Suche nach den Schuldigen, als Anklage und Selbstanklage, bei der die Autorinnen und Autoren stets genau wissen, wer die «Guten» und wer die «Bösen» waren und wie es ausgegangen wäre, wenn es weniger «Böse» gegeben hätte.

besprochen von ROBERT NEF.

Gerard Radnitzky

Das verdammte 20. Jahrhundert. Erinnerungen und Reflexionen eines politisch Unkorrekten

Hildesheim und Zürich: Georg Olms Verlag, 2006

Wenn ein Mann wie der Wissenschaftstheoretiker und libertäre Philosoph Gerard Radnitzky, Freund Karl Poppers und Friedrich August von Hayeks, auch Freund pointierter und unerschrockener Statements, auf sein Leben zurückblickt, dann darf die Leserschaft einiges an ungewöhnlichen, ja boshaft-geistreichen Aussagen und Seitenhieben erwarten, die dadurch noch interessanter werden, dass er als Philosoph ihren logischen Status erkenntniskritisch reflektiert. Damit erhalten diese Erinnerungen einen besonderen ironischen Grundzug und Glanz. Seine Biographie, die Biographie eines «politisch Unkorrekten», wie der Untertitel lautet, verbindet in spannender Art die Mikrogeschichte seines persönlichen Lebens als eines «gelernten Heimatlosen» aus Znaim in Böhmen, mit der Makrogeschichte der politischen Grossereignisse des 20. Jahrhunderts, deren Zeuge und widerstrebendes «Objekt» er wurde. Es war Gerard Radnitzky bestimmt, ein Leben auf wechselnden, aber leider stets auch «auf sinkenden politischen Schiffen» zu führen. So wuchs der Autor in dem Kunststaat Tschechoslowakei auf, der aus der österreichisch-ungarischen Monarchie hervorgegangen war und dem seine Liebe bis heute gilt. Es ist kein Zufall, dass der hochbetagte Otto von Habs-

burg das Vorwort zu seiner Biographie beige-steuert hat. Nach der Zerschlagung der Tschechoslowakei durch Hitler wurde Radnitzky 1938 zwangsweise Bürger des kurzlebigen, aber extrem folgenreichen Dritten Reiches, aus dem er sich in den letzten Kriegstagen als Pilot mit seiner Militärmaschine nach Schweden absetzte. Dort schlug er sich zunächst als Anstreicher, Kunstmaler und Modezeichner durch und begann dann seine Karriere an der Universität Stockholm als Vertreter der Wiener Schule der kritischen Erkenntnisanalyse. Er erlebte Aufstieg und Niedergang des schwedischen Wohlfahrtsstaates, den Aufbau von Gunnar Myrdals «*folkhem*» und ging dann – mittlerweile in seinen Fünfzigern – an die neue Ruhr-Universität in Bochum, schliesslich an die Universität der ältesten Stadt Deutschlands, Trier, wo er noch heute lebt. Hier musste er Zeuge werden, wie auch Deutschland den schwedischen Weg zum Wohlfahrts- und Fiskalstaat nahm und heute deshalb ökonomisch ebenfalls zu den «sinkenden Schiffen» gehört. Dazu kommt die Schmälerung geistiger Freiheit durch die kleinkarierten Vorschriften «politischer Korrektheit» und einiger tabuisierter, sogar strafrechtlich geschützter historischer «Staatswahrheiten» im Zusammenhang mit der jüngeren deutschen Geschichte, deren freiheitsfeindliche Tendenz Radnitzky heftig kritisiert.

Bei einem so wechselvollen persönlichen Schicksal wundert es nicht, dass diesem heimatlosen «Anti-Etatisten» und sozusagen geborenen Privatmenschen in all diesen Stadien nur eine Formel des geistigen (und körperlichen) Überlebens blieb: «*die Methode des Sichdurchschlängelns*», des *débrouillard* – so schon dem Kampfpiloten bei der nationalsozialistischen Luftwaffe, zu der es ihn hingezogen hatte, weil er sich als «*schlechter Soldat und guter Kämpfer*» eine gewisse Unabhängigkeit und einen relativ freien Lebensstil – etwa in der Einquartierung auf französischen Schlössern – bewahren konnte. Seine Erlebnisse in diesen ihm «*vom Staat geraubten*» Jugendjahren bei der deutschen Luftwaffe gehören zu den fesselndsten Abschnitten der Biographie.

Für den bundesdeutschen Leser ist besonders Radnitzkys Einschätzung der weltpolitischen Möglichkeiten und

Konstellationen in der Perspektive einer «virtuellen» Geschichte (was auch hätte geschehen können) sowie seine Bewertung der handelnden politischen Figuren oft überraschend. Franklin D. Roosevelt und Churchill erleiden einen dramatischen Heldensturz. Er stellt sie in ihren Absichten und Methoden den grössten politischen Gangstern des 20. Jahrhunderts im Westen, Hitler und Stalin, an die Seite. Besonders schildert Radnitzky die Brutalität des «eingefleischten Bellizisten» Churchill mit seinem Vernichtungskrieg gegen deutsche Zivilisten und den «Feuerstürmen» der deutschen Grossstädte, die darüber hinaus in Plänen zu biologischer (Anthrax) und chemischer Kriegführung gegen die deutsche Bevölkerung kulminiert haben soll. Nicht viel besser kommt Roosevelt weg, der, nach neueren angelsächsischen Quellen, auf die Radnitzky hier wie sonst gern Bezug nimmt, mit grosser Skrupellosigkeit, unter Opferung einiger Tausend GI's den Kriegseintritt Amerikas inszeniert habe (Pearl Harbour), um eine damals heftig widerstrebende amerikanische Öffentlichkeit kriegslustig zu stimmen. Schärfste Kritik Radnitzkys findet auch der tschechoslowakische Staatschef Benesch mit seiner «Vernichtungspolitik» gegen die deutsche Bevölkerung im Sudetenland, die, nach Radnitzky, schon 1919 geplant gewesen sei.

Sehr deutlich wird bei diesem erzindividualistischen Skeptiker (David Hu-

me ist einer seiner Lieblingsphilosophen) und romantischen Ästhetizisten die ausserordentlich negative Einschätzung von Staat und Politikertum. Den Staat akzeptiert er, wenn überhaupt, nur insofern, als er die persönliche Freiheit, das private Eigentum und das Einhalten von Verträgen sichert. Ja, der Staat gilt ihm als «stationärer Bandit mit Diebstahlsmonopol», zudem als monopolistischer «Geldfälscher» einer von ihm manipulierten Papierwährung. Seine Einschätzung der Legitimität und Zweckmässigkeit von Staaten widerspiegelt sich in einem Zitat seines Freundes, des philosophierenden Ökonomen Anthony de Jasay: «Der Staat ist etwas Aufgezwungenes, eine Zumutung, manchmal nützlich, manchmal ein Mühlstein, immer kostspielig, niemals legitim und – entgegen dem, was allgemein geglaubt wird – keine notwendige Bedingung für bindende Verträge».

Mit grossem Sarkasmus kritisiert Radnitzky das staatsoffizielle deutsche Geschichtsbild, in dem das Verschweigen bzw. teilweise polizeibewehrte Verbieten von Meinungen enthalten seien, die das «Schuldmonopol» der Deutschen zu relativieren suchten. Nur wenigen Politikern gesteht er Anständigkeit zu: Adenauer, Erhard, Strauss, Thatcher, Einaudi, Ronald Reagan. Seine politische Zeitkritik – oder Kritik der offiziellen öffentlichen Meinung, namentlich des von ihm heftig kritisierten öffentlich-rechtlichen, steuerfinanzierten Rundfunks – erreicht

Schärfen, die manchen deutschen Leser schockieren dürften.

Radnitzkys biographisches Werk ist durchzogen von allgemeinen lebensphilosophischen und erkenntnistheoretischen Statements und gewürzt von Bonmots, es funkelt von Geist und Bosheit (zum Beispiel «Gott hat keine Macht über die Vergangenheit, die Historiker haben sie»). Seine ungewöhnliche, zum Widerspruch herausfordernde politische Unabhängigkeit und seine Bewertungen werden ihm ein Publikum sichern, das den geistigen Kampf, die geistige Herausforderung liebt – doch mancher seiner Leser, deren «korrektes» Geschichtsbild er immer wieder sarkastisch aufs Korn nimmt, wird sich provoziert fühlen, vielleicht aber doch auch zum Nachdenken angeregt. So oder so – die Lektüre der Erinnerungen dieses geistreichen «right-wing-anarchist» lohnt sich, sie kann kritisches Reflektieren und Nachdenken über historische Zusammenhänge in Gang bringen. Und darauf kommt es Radnitzky als kämpferischem Individualisten, als Gelehrtem wie als philosophierendem Weltmann, eigentlich immer an. Radnitzky liebt – wie Montaigne, einer seiner Brüder im Geiste – einen gepfeferten «Stil, der zuschlägt», was stets eine fesselnde Prosa ergibt.

besprochen von GERD HABERMANN, Leiter des Unternehmensinstituts der Arbeitsgemeinschaft Selbständiger Unternehmer und Professor an der Universität Potsdam.



Arno Geiger
VOLLTEXT-Abonnent

VOLLTEXT Zeitung für Literatur

10 Ausgaben und Prämie für sFr 50

DAS BONUS-ABO 10 Ausgaben plus eine der folgenden Abo-Prämien für sFr 50

Truman Capote, **SOMMERDIEBE**, Kein & Aber, 160 Seiten, geb.

Sibylle Lewitscharoff, **CONSUMMATUS**, DVA, 220 Seiten, geb.

DAS LESE-ABO 10 Ausgaben für sFr 40

DAS SCHNUPPER-ABO 6 Ausgaben für sFr 25



Name

Straße

PLZ und Ort

E-Mail-Adresse

Unterschrift

Bankverbindung: PostFinance Suisse, Kto. 85-723800-6, Clearing No. 9000. Coupon senden an: VOLLTEXT Verlag GmbH, Lothringerstrasse 3, 1010 Wien, Österreich. Angebot gültig solange der Vorrat reicht. Das Abo ist jederzeit kündbar! Extrem bequem abonnieren unter <http://www.volltext.net> oder +43/1/971 94 62-76.